BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1. Die Mauren.

Die Mauren oder Sarazenen, ein kriegerisches und raubgieriges Arabervolk, landeten im VII. Jahrhundert mit zahllosen Schiffen an Spaniens Küste. Sie waren fanatische Anhänger des Propheten Mohammed und kamen nach Spanien, um dieses reiche und schöne Land zu erobern und auszuplündern. Nach vierzigjährigen blutigen Kämpfen mit den christlichen Landesbewohnern hatten die Mauren ganz Spanien ihrer Herrschaft unterworfen, mit Ausnahme jener Christen, die sich in die Pyrenäen geflüchtet und dort festgesetzt hatten. Alle übrigen Christen Spaniens wurden getötet oder Sklaven der siegreichen Eroberer. Auf den Türmen der Kirchen verschwand das Kreuz, und an dessen Stelle trat der Halbmond, das Glaubenssymbol der Moslemin oder Mohammedaner.

Die Unterwerfung und Ausplünderung Spaniens hatten Kriegslust und Raubgier der Mauren keineswegs gesättigt, auch nicht ihren wilden Fanatismus. Den kriegerischen Sinn und die Leidenschaftlichkeit

seines Volkes berücksichtigend, hatte Mohammed seinen Anhängern den heiligen Krieg wider die Ungläubigen zur strengen Pflicht gemacht. Ungläubig waren alle Menschen, die nicht an Allah und seinen Propheten Mohammed glaubten. Der Zweck des heiligen Krieges war, alle Völker der Erde zum Islam, wie Mohammeds Religion genannt wird, zu bekehren oder zu töten. In seinem Religionsbuch, dem Koran, von Mohammed, wie er versichert, unter göttlicher Eingebung geschrieben, befiehlt er: „Bekämpfet die Feinde im Religionskriege, tötet sie, wo ihr sie findet. Die Beschwerden des heiligen Krieges sind verdienstlicher als Gebete und alle übrigen frommen Werke. Das Paradies liegt im Schatten der Schwerter. Alle auf dem Schlachtfelde gefallenen Tapferen gelangen sogleich in den Himmel."

Um den Blutdurst seiner Anhänger noch heftiger anzuregen, ruft er aus: „Verflucht sei, wer sich im Werke des Herrn nachlässig erweist! Verflucht sei, wer sein Schwert zurückhält, Blut zu vergießen! Wer aber in der Schlacht furchtlos alle seine Kräfte anstrengt, in der Absicht, den Namen Allahs zu verherrlichen, der erwarte mit Vertrauen den Sieg, er fürchte keine Gefahr und kein Unheil und sei des Paradieses sicher."

Daher kam es, daß die fanatisierten Mohammedaner, in Verbindung mit angestammter Mordlust

und Raubgier, bereitwillig dem Gebote ihres Propheten gehorchten, nicht zu rasten, bis durch den heiligen Krieg alle Feinde des Islam vernichtet und der ganze Erdkreis dem Halbmond unterworfen sei.

Demgemäß richteten nach Spaniens Eroberung die Mauren ihre gierigen Blicke auf die fruchtbaren und schönen Länder jenseits der Pyrenäen. Alhauer, der Wali von Cordova und Anführer von 10,000 arabischen Reitern, unternahm im Jahre 718 einen Raubzug nach Aquitanien, wie damals Südfrankreich genannt wurde. Die Zehntausend kamen jedoch nicht weit. Die christlichen Gebirgsbewohner scharten sich zum Kampfe und trieben die Feinde zurück, von denen sie eine große Menge erschlugen, unter diesen auch Alhauer, den blutig grausamen Wali. An dessen Stelle wurde zum Statthalter von Cordova El-Samah gesetzt. Entflammt für den heiligen Krieg und lüstern nach den gesegneten Fluren Aquitaniens, machte er ausgedehnte Rüstungen. Innere Zwistigkeiten der Franken klug benützend, führte er ein starkes Heer über die Pyrenäen. Siegreich drangen die Sarazenen vor bis Narbonne, wo sie anfingen, sich häuslich niederzulassen und eine Kolonie zu gründen, um dann weiter vorzurücken, ganz nach ihrer Verfahrungsweise bei der Eroberung Spaniens. Allein der kühne Herzog Eudo von Aquitanien, obwohl geschwächt durch seine Fehde mit dem Majordomus Karl Martell, störte dennoch

die Niederlassungen der Mohammedaner. Seine Kräfte zusammenraffend, überfiel er an der Spitze seiner Vasallen die Sarazenen, denen er eine schwere Niederlage bereitete. Auch der Wali El-Samah fiel in der Schlacht.

Nun kam für Aquitanien eine Friedenspause, aber nicht von langer Dauer. Kampfgier und Raubsucht, sowie Verpflichtung zum heiligen Kriege stachelten beständig die Moslemin zu Eroberungszügen. Zu diesen Triebfedern gesellte sich jetzt glühende Rache ob des erlittenen Schimpfes der Niederlage; denn infolge ihrer zahllosen Siege in drei Weltteilen erfüllte sie ein solcher Übermut, daß sie sich für unbezwingbar hielten.

Schweres Unglück brach herein über Aquitanien. Der Emir Ambesa sammelte in Afrika und Spanien ein gewaltiges Heer, stieg im Jahre 725 über die Pyrenäen und begann einen schauerlichen Rachezug. Verheerend überschwemmten die Sarazenen die Provence und drangen die Rhone hinauf bis nach Autun in Burgund. Alle Greuel der Verwüstung mußte das offene Land erdulden. Kirchen und Klöster wurden verbrannt, die Mönche gemartert, die Frauen geschändet, alle erreichbaren Christen gemordet. Die Städte Avignon, Viviere, Valence, Lyon, Macon, Chatons, Besancon, Dijon wurden gebrandschatzt und viele Christen in die Sklaverei geschleppt. Immer weiter

dehnte sich der grausige Vernichtungszug. Kein Retter nahte, zur Befreiung aus der Gewalt blutdürstiger Moslemin und afrikanischer Barbaren. Endlich staute die wilde Flut an der festen Stadt Sens. Bischof genannter Stadt war der heilige Ebbon, im verdienten Besitze des höchsten Ansehens und kindlicher Liebe seiner Diözesanen. Bei der Schreckenskunde vom Anzuge der Christenvertilger versammelte er die wehrhaften Männer in der Kathedrale. Die ruhige Haltung des Bischofs und seine Trostworte ermutigten die Geängstigten. Die Versicherung des Heiligen, Gott werde die Seinen nicht verlassen, begeisterte die Einwohner zur äußersten Verteidigung ihrer Stadt. Als nun die Vorhut des unzählbaren Reiterheeres anstürmte, waren die Tore der Feste geschlossen, die Ringmauern und Wehrtürme mit Pfeilschützen und Speerwerfern besetzt. Ohne Sturmzeug zur Gewinnung fester Plätze, mußte sich Emir Ambesa zur Umlagerung verstehen; denn lieber wollte er den siegreichen Verlauf des heiligen Krieges unterbrechen, als verzichten auf die verlockende Beute der reichen Stadt und deren Kirchenschätze. Bereits am folgenden Tage war Sens ringsum eingeschlossen von raubgierigen und mordlustig andrängenden Feindesmassen. Die Feste glich einer kleinen Insel, die von hochgehenden Wogen verschlungen zu werden drohte. Von umliegenden Höfen und Dörfern schleppten die Sarazenen

Leitern herbei, um die hohen Ringmauern zu ersteigen. Aber die tapferen Verteidiger, infolge der Versicherung ihres heiligen Bischofs vertrauend auf Gottes Beistand, stritten mannhaft, schlugen den Aufsteigenden die Schädel ein und stürzten die Sturmleitern um.

Während die Männer auf Turmzinnen und Mauergängen mit Todesverachtung kämpften, lagen in den Kirchen die Frauen auf den Knien, den Himmel um Rettung bestürmend. Bischof Ebbon war unermüdlich tätig und fast allgegenwärtig. Er tröstete in den Kirchen die geängstigten Frauen und weinenden Kinder. Er hob seine Hände zum Himmel, um Erbarmung flehend für seine Herde. Die sausenden Pfeile des Feindes nicht fürchtend, erschien er an bedrohten Punkten, und die Gegenwart des heiligen Mannes entflammte die Verteidiger zu beharrlichen Anstrengungen.

Nach einigen Tagen vergeblicher Angriffe wechselte plötzlich das Kriegsgetöse mit tiefer Stille, zum größten Erstaunen der Belagerten. Die Mohammedaner blieben im Lager, woselbst das gewöhnliche Geheul und wilde Geschrei verstummte. Offenbar hatten außerordentliche Vorgänge die blutdürstigen Moslemin entmutigt und erschreckt. Nach den Berichten der Chronisten jener Zeit gerieten die Sarazenen in den Bann furchtbarer Schrecknisse. Im Lager verbreiteten sich beängstigende Gerüchte über

nahende Gefahren und verhängnisvolles Verderben. In Verbindung mit dem mohammedanischen Fatalismus steigerte sich die Erregung bis zur allgemeinen Bestürzung, so daß Ambesa die Belagerung aufhob.

Die Christen in Sens dankten Gott für die wunderbare Rettung.

Indessen waren die schlimmen Ahnungen der Mohammedaner keine leeren Schreckbilder. Bei ihrem Rückzuge durch Aquitanien ereilte sie das Verderben. Nach langen und mühevollen Anstrengungen war es dem Herzog Eudo gelungen, ein kleines Heer zusammenzubringen. Zunächst wagte er keine Schlacht, mit kleinen Gefechten sich begnügend, in denen er eine Menge geraubter Schätze der feindlichen Nachhut abnahm. Emir Ambesa unterbrach nicht den fluchtähnlichen Rückzug durch machtvolle Zurückweisung der Angriffe Eudos auf die Nachhut, weil er die Mutlosigkeit der Seinen erkannte, von denen die vor Sens empfangenen Schrecken nicht weichen wollten. Desto unternehmender wurde der Herzog, dessen Streitscharen täglich zahlreicher anwuchsen. Er zwang Ambesa zur Schlacht und bereitete den Sarazenen eine furchtbare Niederlage. Zahllose Leichen bedeckten die Wahlstatt und nur der Kriegskunst des Feldherrn Abderrhamans, der an die Stelle des gefallenen Emirs Ambesa trat, gelang es, die Trümmer des vernichteten Heeres über die Pyrenäen zu retten.

Für das schwer heimgesuchte Südfrankreich gab es nun auf längere Zeit Ruhe, aber nicht deshalb, weil die Gläubigen des Propheten ihrem fanatischen Christenhaß und dem heiligen Kriege entsagten, sondern deshalb, weil unter ihnen in Spanien und Afrika Parteien entstanden, die sich gegenseitig befehdeten und große Unternehmungen verhinderten. Es geschah sogar das Merkwürdige, daß Othman Munuza, der Befehlshaber in Catalonien, ein Bündnis suchte mit dem Herzog Eudo von Aquitanien. Othman zürnte nämlich über die Bedrückungen seines Stammes durch die Araber in Afrika. Außerdem beleidigte ihn die Erhebung Abderrhamans zum Statthalter des Kalifen in Spanien, während er selbst nach dieser höchsten Stelle strebte. Darum bat er den Herzog um dessen Freundschaft und Bündnis. Eudo wies den schimpflichen Antrag nicht zurück, ein Freund jener zu werden, deren fanatischer Haß die Vernichtung des Christentums anstrebte. Im Gegenteil, seiner Selbstsucht erschien das Bündnis dienlich. Er wähnte, die Mauren würden gegen ihren Bundesgenossen nichts Feindseliges unternehmen. Überdies meinte er, an den Sarazenen eine Stütze zu finden gegen den mächtigen Hausmaier des Frankenreiches, Karl Martell, dessen scharfes Schwert den felonistischen Herzog zur schuldigen Abhängigkeit und Treue gegen den König zurückgebracht hatte. So schloß er den angetragenen Bund mit Othman, gab

ihm sogar seine Tochter Lampagia zur Gemahlin — nach christlichen Begriffen ein schmachvolles Vergehen. Kaum wurde die Vereinbarung offenkundig, da zog der gefürchtete Hausmaier Karl Martell mit seinen Ostfranken heran, um Eudo wegen seiner Treulosigkeit zu züchtigen und ihn wieder unter die Botmäßigkeit der großen fränkischen Monarchie zu zwingen. — Othman ging es noch weit schlimmer. Der Statthalter des Kalifen in Spanien, Abderrhaman, ergrimmt über Othman, dessen Bündnis mit dem christlichen Fürsten der moslemischen Religion und Politik Hohn gesprochen, brach unvermutet mit seinem Heere auf gegen Saragossa, wo sich Othman befand. Plötzlich überfallen und nicht genügend vorbereitet, daher außerstande, dem mächtigen Gegner die Spitze zu bieten, verließ Othman mit seiner Schar Saragossa und flüchtete in die Pyrenäen. Dort warf er sich mit seiner Gemahlin, der Tochter des Herzogs von Aquitanien, mit seinen Schätzen und seinem Anhang in die hochgelegene Bergfeste Cerdagne. Abderrhaman, dem alles daranlag, sich der Person des Verräters zu bemächtigen, folgte ihm mit seiner ganzen Macht auf dem Fuße. Othman hielt sich in der Feste nicht mehr sicher, verließ dieselbe, um zu seinem Schwiegervater nach Aquitanien zu flüchten. Aber alle Wege waren ihm abgeschnitten, alle Pässe von Abderrhamans Kriegern besetzt. An seiner Rettung verzweifelnd und entsetzt über die ihm

bevorstehenden Todesqualen, sobald er in die Hände seines Gegners fiel, stürzte er sich von der Höhe eines Felsens hinab in die Tiefe. Die Bergfeste wurde erstürmt, die ganze Besatzung niedergehauen und seine junge Gemahlin, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Schönheit, nach Damaskus in den Harem des Kalifen geschickt.

Bald nach diesen Vorgängen nahm der heilige Krieg des Islam gegen das Christentum eine höchst gefährliche Wendung. Bisher fehlte der Mann, dessen höchstes Ansehen, Scharfsicht und Gestaltungskraft es vermochten, die Mohammedaner von drei Weltteilen in Heeresmassen zu vereinigen, denen kein christliches Reich in Europa widerstehen konnte. Dieser Mann erschien jetzt in dem Kalifen Hashem von Damaskus. Er galt den Moslemin als Nachfolger und Stellvertreter des Propheten, dessen Befehlen sie botmäßig gehorchten.

Des Kalifen Plan ging dahin, Europa zu gleicher Zeit im Osten und Westen anzugreifen. Den östlichen Angriff leitete er ein durch ein großes Landheer, sowie durch eine zahlreiche Flotte, welche in den Bosporus einlief, um Konstantinopel, die Hauptstadt des griechischen Reiches, zu Wasser und zu Land zu bestürmen. Den westlichen Angriff übertrug er seinem Statthalter in Spanien, dem kriegskundigen, sieggewohnten Abderrhaman. Mit den Mauren in Spanien

vereinigte er alle kriegerischen Stämme, die aus Afrika und Asien unter der Fahne des Propheten herbeiströmten. So entstand ein zahlloses, von Raubgier und wildem Fanatismus gestacheltes Heer, das, von Westen heranziehend, Europa dem Islam unterwerfen sollte, bis es sich mit den Mohammedanern vereinigte, die von Osten kamen.

Im Jahre 731 führte Abderrhaman sein Heer über die Pyrenäen, und jetzt ergossen sich die wilden Massen Afrikas und Asiens zunächst über Aquitanien. Von der Siegesgewißheit und den Absichten der Moslemin erzählten die zahlreichen Weiber und Kinder unter den Streitscharen. Es handelte sich nicht um einen vorübergehenden Feldzug, sondern um bleibende Niederlassungen in Westfranken. Nach völliger Unterjochung Neustriens sollte der heilige Krieg fortgesetzt werden, bis die Standarte des Propheten siegreich über ganz Europa herrschte.

Herzog Eudo versuchte das Vordringen der Sarazenen zu hindern, indem er eine feste Stellung jenseits des Flusses Dordogne einnahm. Bei maßloser feindlicher Übermacht helfen aber strategische Künste so wenig, wie feste Dämme bei Überflutungen des Meeres. Im Angesicht der Christen gingen die Sarazenen über den Fluß. Sofort entwickelte sich eine mörderische Schlacht. Die Franken wurden geschlagen und ihr ganzes Heer zersprengt und vernichtet. Zur

Veranschaulichung der schrecklichen Niederlage sagen die Chronisten, nur Gott allein vermöge die Menge der Erschlagenen zu zählen.

Herzog Eudo entrann zur Not dem Verderben. Von zwei Vasallen begleitet, flüchtete er nordwärts und gelangte im Schutze eines Waldes zu einem Kloster. Dieses lag einsam und weltverlassen zwischen hohen Waldbergen, die es, wie seine Hüter und Beschützer, in stolzem Trotze umstanden. Nur die strengste Lebensauffassung, Bußgeist und Verachtung aller irdischen Genüsse konnten zum Wohnsitz einen solchen Ort wählen. Das Kloster trug das Gepräge der Armut und des Verzichtes auf jede bauliche Zierde. Das Zellenhaus der Mönche, die Kapelle, die Fremdenherberge, welche bei keinem Kloster jener Zeit fehlte, waren mit Stroh gedeckte Holzbauten. Die umliegenden gut bewirtschafteten Felder des weiten Bergkessels, sowie Scheune und Stallungen verrieten, daß die Mönche ihre geringen Bedürfnisse durch kundig betriebene Landwirtschaft, in Verbindung mit dem Austrieb des Viehes auf Weideplätze des Waldes, genügend erzielten. Zum Schutze gegen Wildschaden lief ein starker Zaun um das Ackerland. Nächtliches Einbrechen von Bären und Wildschweinen zu verhüten, war die Aufgabe einiger Eberfänger. Diese gewaltigen Hunde erhoben jetzt ihre tiefen Stimmen, um den anreitenden Herzog und dessen Vasallen zu begrüßen.

Der im Garten arbeitende Mönch richtete sich empor, scharf auslugend nach den herankommenden Fremden. Anfänglich malte sich in seinem hageren, von der Sonne gebräunten Gesichte zweifelndes Forschen, dann Überraschung, und schließlich eine bis zur Bestürzung gesteigerte Gemütsbewegung.

„Er ist es wahrhaftig — Herzog Eudo!“ stieß er hervor. „Heiliger Gott, welches Zusammentreffen!“

Beide Hände über die Brust legend, senkte er den Kopf und ein jäher Seelensturm erschütterte seinen Leib. Einen letzten Blick nach dem Herzog werfend, eilte der Bruder Gärtner, als wolle er sich verbergen, mit so raschen Schritten nach dem Kloster, daß die steife Kutte, deren Festigkeit Jahrzehnten trotzen mochte, hinter ihm herklapperte.

Nach der Regel des heiligen Benedikt mußte jedes Kloster einen Gastbruder besitzen, dessen Aufgabe darin bestand, Fremde zu empfangen, zu bedienen und zu unterhalten. Diese wichtige Persönlichkeit des Mönchswesens im Dienste der Nächstenliebe erschien sofort im Hofe, um die Gäste willkommen zu heißen. Aber beim Anblicke der drei Reiter, die aus den Sätteln sprangen, stand er steif und starr, wie eine Bildsäule. Er sah drei gewappnete Hünen, die von Helm bis zu den Füßen ebenso in Blut gebadet waren, wie ihre mächtigen Schlachtrosse. Weil die Ordensregel jedes neugierige Ausforschen verbot, sowie jedes peinlich

wirkende Benehmen, durch Merkmale des Schreckens, so unterdrückte der Gastbruder sein unwillkürliches Entsetzen und machte zunächst einige tiefe Verbeugungen. Darauf erhob er seine Stimme, deren Beben seine Angst verriet.

„Ich grüße die edlen Ritter — heiße sie allhier willkommen im Namen Gottes und des heiligen Vaters Benedikt."

„Dank, guter Bruder!" entgegnete der Fürst. „Wir können also hier Nachtrast halten?"

„Wir preisen Gott für die Gelegenheit, dem Nächsten dienen zu dürfen."

„Aber unsere müden, abgetriebenen Pferde?"

„Seid deshalb unbesorgt, edler Herr!" sagte der herantretende Bruder Gärtner, dessen Selbstbeherrschung inzwischen ruhige Fassung erstritten hatte. „Ich verstehe nicht bloß, wie man den Acker baut, sondern auch, wie man umgeht mit den Pferden. Bevor ich der bösen Welt entfloh, um der Hölle zu entrinnen, und in dieser Waldeseinsamkeit mich begrub, um durch Abtötung, Gebet und Fasten den Himmel zu gewinnen, war ich eines hohen Gebieters Verwalter in Haus und Hof. Mein Beruf lehrte mich auch die Pferde kennen und deren Pflege. Diese stattlichen Rosse, die von Feindesblut gerötet, von Hunger matt aus dem Schlachtgewühl kommen, will ich sättigen mit dem besten Heu und kräftigsten Hafer

von Neustriens Gefilden. Vertraut mir also, edle Herren, die beste Wartung und Reinigung eurer getreuesten vierbeinigen Knechte — was ich nicht sage, mich zu rühmen, sondern euch zur Beruhigung; denn ich weiß, daß jeder gute Ritter für seines Pferdes Pflege eifriger besorgt ist, als für die seinige."

Obwohl niedergebeugt vom Unglück des Tages, erregte dennoch die seltsame Redeweise des Mönches Eudos Befremden. Forschenden Blickes betrachtete er ihn. Das Gesicht schien ihm bekannt, er konnte aber kein sicheres Erkennen erlangen, weil die heraufgezogene Kapuze und ein struppiger Vollbart die Züge teilweise verhüllten.

„Darf ich unsere liebwerten Gäste nach der Herberge geleiten?" fragte der Gastbruder.

Sinnend blickte der Herzog dem Mönche nach, der zwischen den Pferden ging, bis sie im Stalle verschwanden. Dann erst folgte er den anderen nach dem einstöckigen aber geräumigen Hause. Sie betraten eine große Stube, mit weißgetünchten Wänden, deren einzigen Schmuck ein roh geschnitztes hölzernes Kruzifix bildete. Die ganze Einrichtung bestand in plumpen Tischen, Stühlen und Bänken aus Eichenholz. Trotz der dürftigen Ausstattung war der Ort einladend und heimlich, wohl infolge größter Reinlichkeit und Sauberkeit des Bodens, der Wände und aller Gegenstände. Auch die Glasscheiben der kleinen Schubfenster waren

hell und ließen das volle Tageslicht einströmen. Außerdem vermißten der Herzog und seine Begleiter keine Bequemlichkeit; denn jene rauhe Zeit kannte dieselben nicht.

„Sobald ich den Bruder Koch angewiesen habe, ein köstliches Mahl zu bereiten, komme ich wieder, nach dem Begehren der edlen Herren zu fragen," sagte der Gastbruder und verschwand.

Die Gewappneten begannen, ihre blutbefleckten Waffen und Rüstungen abzulegen, wobei der Herzog von seinen Vasallen unterstützt wurde. Schließlich standen die Recken in Beinkleidern und Wämsen von Leder, die unmittelbar unter der Rüstung über Anzügen von Wollenstoff getragen wurden. Aus der steifen Lederkleidung schälten sie sich nicht heraus, weil sie, trotz Hunger und Ermüdung, dieser Erleichterung nicht bedurften. Ihre undurchdringlichen Kettenrüstungen und Helme untersuchend, entdeckten sie manche Kennzeichen von Säbelhieben und Pfeilschüssen, aber das eigene Gesicht konnte keiner sehen; denn in der Stube befand sich kein Spiegel.

„Graf Warato, ist mein Gesicht ebenso blutrot gefärbt, wie das deinige?" fragte der Herzog.

„Ihr seid rot, mein Gebieter, wie ein gesottener Krebs!" versetzte lächelnd der Graf. „Das ist auch kein Wunder; denn Euer Schwert mähte die Mohren zusammen, wie Sensen das Gras."

„Dennoch alles verloren, nur das Leben nicht," sagte Eudo bitter.

„Ich denke," tröstete Warato, „so lange wir das Leben und kühnen Mut nicht verloren, kann man alles Verlorene wieder gewinnen."

„Das ist gut gesagt!" bestätigte der Fürst. „Mit Feindesblut gefärbte Gesichter sind ehrenhaft und gar nicht häßlich. Doch Mohrenblut ist ekelhaft, weil es die Leiber höllischer und viehischer Gesellen belebte. Mit einem solchen Gesicht kann ich nicht essen, aus Besorgnis, mit der Suppe zugleich Mohrenblut zu verschlucken. Waschen wir uns."

„Im Hofe sah ich einen laufenden Brunnen," sagte der Ritter.

Sie verließen die Stube und kehrten nach einiger Zeit reingewaschen zurück. Gleich darauf erschien der Gastbruder und stellte eine große, dampfende Schüssel mit Haferbrei auf den Tisch.

„Das kommt gelegen!" begrüßte der Herzog mit gierigen Blicken den ersten Gang des „köstlichen Mahles", wie es der Gastbruder verheißen. „Hungersnot ist eine schwere Not, was mit viel Jammergeschrei mein Magen verkündet."

Sie ließen sich um die Schüssel nieder und begannen, deren herben Inhalt mit hölzernen Löffeln auszuschöpfen.

Der Gastbruder stand beiseite und beobachtete mit großer Befriedigung die beharrlichen Angriffe auf die erste Schüssel des „köstlichen Mahles". Nicht umsonst hatte er den Bruder Koch gebeten, heute ausnahmsweise dem Haferbrei in Öl geröstetes Brot beizumengen, was nach der Regel des heiligen Vaters Benedikt nur an hohen Festtagen oder bei Speisung hoher Gäste geschehen durfte. Glückliches Lächeln erhellte sein Gesicht, so oft er das Krachen der harten Brotwürfel vernahm, zermalmt vom starken Gebiß der Hünen.

Der Haferbrei, eine damals beliebte, kräftige und gesunde Kost für ein Zeitalter, das feine Küche und Leckerbissen nicht kannte, war so gründlich verschwunden, daß die hohen und weiten Wände der Schüssel wie blank gespült erschienen. Und jetzt kam zum Schlusse des „köstlichen Mahles" der Glanzpunkt, nämlich eine Schüssel mit wildgewachsenen, in Salzwasser gekochten Kräutern, und eine Platte in Öl gebackener Fische, nebst frischem Weizenbrot. Alles folgte ohne Rastpause, bei beharrlichem Schweigen, dem vorausgegangenen Haferbrei.

„So vortreffliche Forellen habe ich lange nicht mehr gegessen," rühmte der Fürst. „Der Hunger wäre bezwungen — nun aber der Durst?" und er sah forschend auf den Gastbruder.

„Dafür weiß ich Rat, edler Herr! Wein, Bier oder Met haben wir zwar nicht, doch aber ein Wasser, so frisch und klar und gesund, wie es besser nirgendswo gefunden werden mag."

Diensteifrig verschwand er aus der Stube und kehrte nach wenigen Minuten zurück, einen Steinkrug auf den Tisch stellend. Zuerst setzte ihn der Herzog an den Mund, nach ihm dessen Vasallen, und alle tranken in langen Zügen und mit Behagen.

„Wie heißt dieses im Walde verborgene Kloster?" fragte Eudo.

„Klause von St. Martin."

„St. Martin? Das ist unmöglich," widersprach der Herzog. „St. Martin ist eine reiche Abtei, unweit Paris, in schöner, fruchtbarer Landschaft, bewohnt von hochgeborenen Mönchen, von denen jeder Anspruch erhebt, mindestens Abt, Bischof oder des Königs Erzkaplan zu werden. Der reinste Spott, diese armen Hütten in öder Wildnis St. Martin zu heißen."

„Verzeiht das Mißverständnis, edler Herr! Diese armen Hütten, wie Ihr mit Recht unser Kloster nennt, bilden nicht die Abtei, sondern nur die Klause von St. Martin. In der Abtei wohnen nur vornehme Herren, mit denen wir gar nicht verwandt sind, weder im Besitz, denn jene sind reich begütert und wir sind arm, noch im Streben, dieweilen wir weit höher hinauf wollen, als jene Herrenmönche."

„Weiter hinauf? Wieso?“

„Wir streben auf dem Wege der Armut nach dem Himmel — jene streben auf dem Wege des Reichtums nach Abteistühlen, Bischofssitzen und Hofämtern.“

„Nach dem Geschmack frommer Einfalt magst du recht haben. Wer gab der Klause den Namen?“

„Ein wirklicher Bischof, nämlich Ebbon von Sens.“

„Warum ist Ebbon von Sens ein wirklicher Bischof?“ frug Eudo, welchen die fast drollige Redeweise des Bruders belustigte.

„Weil er ein heiliger Mann ist.“

„Getroffen, — das ist er! Und die übrigen Bischöfe — was sind diese?“

„In ihrer Mehrzahl überhaupt gar keine Bischöfe.“

„Oho — warum denn?“

„Weil die Mehrzahl gar nicht geweiht ist. Die meisten von ihnen sind ungeweihte tapfere Krieger, welche der König, nämlich der gar mächtige Hausmaier Karl Martell, mit Kirchengütern begabte, auf daß sie Kriegsdienste leisten, das heißt, an der Spitze ihrer Mannen ausziehen, um die Reichsfeinde totzuschlagen.“

„Du bist wirklich ein kluger Bruder! Woher deine Kenntnisse?“

„Von Leuten, die auf ihrer Flucht hier rasten.“

„Vor wem flüchten sie?“

„Vor ihren Feinden.“

„Wer sind diese?“

„Vorab die Mohren und Herzog Eudo von Aquitanien.“

„Du redest töricht, dummer Bruder! Wärest du klug, so müßtest du sofort die Verleumdung erkennen, einen christlichen Fürsten heidnischen Mohren anzureihen.“

„Jetzt freut mich die Verleumdung, obwohl sie eine schwere Sünde ist.“

„Warum freut sie dich?“

„Weil es nicht wahr ist, was jener Edelmann über den Herzog von Aquitanien gesagt hat.“

„Demnach hat er ihn geschmäht — wie denn?“

„Er sagte, der Herzog habe seine Tochter einem Mohrenfürsten zum Weibe gegeben. Darum sei der Herzog ein abtrünniger Schurke, den Gott strafen möge ob solcher Freveltat.“

Der Eindruck dieser Worte auf Eudo war abschreckend. Er sprang vom Sitze, stürmte in der Stube hin und her, dumpfe Laute hervorstoßend und kaum fähig, seine Wut zu bändigen.

Der Gastbruder betrachtete geängstigt den ergrimmten Recken. Auch des Herzogs Begleiter wurden besorgt.

„Hast du schon Mohren gesehen?“ fragte Warato, dem Gespräche eine andere Wendung gebend.

„Nein, gewiß nicht! Gott bewahre uns vor dem Anblick dieser Teufelsbande! Doch gehört habe ich von ihren Freveltaten, wie sie alle guten Christen grausam ermorden, den Mönchen vorerst Nasen und Ohren abschneiden und sie greulich martern, bevor sie ihnen die Köpfe abhauen. Dem Himmel sei Dank, vor diesen Unmenschen sind wir sicher! In diese Wildnis und Verborgenheit kommen sie nicht. Auf viele Stunden in der Runde umgeben uns dichte Wälder, darin streifende Mohren nicht reiten können und nichts zu rauben finden."

„Ganz nach der Wahrheit!" bestätigte Warato. „Die Mohren verheeren nur reiche offene Gauen. Die Wälder meiden sie, weil sich darin ihre Reitermenge gar nicht bewegen könnte."

Eudo saß in der dunkelsten Ecke der Stube, die Beine ausgestreckt, die Arme vor der Brust verschränkt, den Kopf herabgebeugt und den starren Blick zu Boden gerichtet. Die vorige Wut hatte ihn völlig verlassen und war tiefer Niedergeschlagenheit gewichen.

Die beiden Vasallen beobachteten eine Weile ihren regungslosen Lehensherrn, bis Warato das Schweigen unterbrach.

„Wie mag es um unsere Rosse stehen? Gehen wir zum Nachschauen."

Sie erhoben sich und verließen mit dem Gastbruder die Stube.

In der dunklen Ecke stöhnte es — nicht in Lauten verhaltenen Grimmes, sondern herben Seelenschmerzes. Was ihm der Edelmann durch den Mund des Gastbruders zugerufen: „Abtrünniger Schurke, ob deiner Freveltat möge dich Gott strafen!“ — sowie das von ihm verschuldete Unglück seiner Tochter, im Harem zu Damaskus der Schande zu leben, mochten ihm größere Qualen bereiten, als die heute verlorene Schlacht. Obwohl der Sohn einer kriegerisch wilden Zeit, ließ ihn der Glaube des Christen doch nicht so tief sinken, daß er mit dem Spottlächeln des religiös Ungläubigen an seiner Verschuldung vorübergegangen wäre. Der heilige Gott, der allwissende und furchtbare Rächer jedes Frevels, schreckte ihn. Die heutige Niederlage, selbst der Verlust des Herzogtums, bedeuteten wenig, gegenüber der schauerlichen, ihn erwartenden Strafen der Ewigkeit.

„Der abtrünnige Schurke — Gott muß ihn strafen!“ unterbrach seine bebende Stimme die Grabesstille. „Ganz recht — abtrünnig dem Christenglauben wurde ich durch die Überlieferung meines Kindes an den mordsüchtigen Christenhasser — genau die Freveltat eines abtrünnigen Schurken. Wie feige, ehrlos und häßlich mag dieser Schurke aussehen im Lichte des christlichen Glaubens! Und heute begann

Gottes Strafgericht über mich, den abtrünnigen Schurken. Was wird auf Erden mein Ende — mein grausiges Geschick im Reiche der Ewigkeit sein?"

Der Gastbruder trat ein, in der Hand eine brennende Wachskerze, die in einem hölzernen Leuchter steckte, das Dunkel in der großen Stube spärlich erhellend. Er stellte den Leuchter auf den Tisch und erschrak beim Anblick des bleichen, gramvollen Gesichtes.

„Die zwei Ritter lassen Euch gute Nachtrast wünschen — sie schlafen im Heu bei den Rossen. Soll ich Euch, edler Herr, zum schlafen in Eure Kammer führen?"

„Schlafen — ich? Frage um Mitternacht — bis dahin wache ich."

Der Gastbruder verbeugte sich und ging.

„Schlafen — werde ich jemals wieder schlafen können — ich, der abtrünnige Schurke? Und wenn mich der Schlaf heimsucht, wird er im Geleite schrecklicher Träume erscheinen, nicht mit der Gabe des Friedens und süßer Ruhe — ganz nach Gebühr für den abtrünnigen Schurken. — Noch lebe ich auf Erden, dennoch spüre ich jetzt schon den nagenden Wurm, der niemals stirbt in der Hölle, wo das Feuer nicht erlischt. Ja, nagender Wurm und brennendes Feuer sind des abtrünnigen Schurken verdiente Qualen!"

Das Öffnen der Stubentüre unterbrach ihn. Der eingetretene Mönch blieb einige Augenblicke am Eingang stehen, nach dem Sitzenden ausspähend, dem er langsam und in bescheidener Haltung nahte, bis er ihm gegenüber stehen blieb. Eudo erkannte sofort den Mönch, der bei seiner Ankunft im Garten gearbeitet und dessen Redeweise ihm aufgefallen war. Die Kapuze war jetzt zurückgeschlagen, und noch bekannter dünkten dem Fürsten die Gesichtszüge.

„Wer bist du? Was willst du?"

„Kennt der Herzog von Aquitanien nicht mehr seinen Freund am Königshofe, den Pfalzgrafen Bertarius?"

Eudo fuhr empor, den Mönch mit größter Überraschung anstarrend.

„Was — Bertar bist du — Bertar, den ich seit 14 Jahren tot weiß?"

„Das bin ich wirklich, seitdem ich starb für diese Welt."

Eudo trat dicht vor den aus dem Grabe Erstandenen, mit weit geöffneten Augen ihn betrachtend.

„Ah — wie das ergreift — einen Freund, den ich längst gestorben wähnte, plötzlich lebend vor mir zu sehen — und wie? Den stolzen, prunkliebenden Pfalzgrafen in dieser traurigen Gestalt!"

„Und doch ist der armselige Mönch in dieser traurigen Gestalt reich genug, des Pfalzgrafen schwere

Schuld zu bezahlen. Wäre für den stolzen Pfalzgrafen der Mönch nicht eingestanden durch strenge Buße, auf ewig wäre der Pfalzgraf verloren."

Eudo überlegte flüchtig die Worte, indem er sich abwandte und einige Male die Stube durchschritt.

„Ich merke," murmelte er, „das ist eine Botschaft an den abtrünnigen Schurken."

Jetzt stand er wieder vor dem Mönch.

„Bertar, willst du mir nicht ausführlich erzählen und erklären, was ich kaum verstehe, nämlich wie aus dem glänzenden Pfalzgrafen ein solches Knochengerüste, eine solche Jammergestalt werden konnte?"

Beide ließen sich am Tische einander gegenüber nieder. Der Lichtschein der Wachskerze beleuchtete das ruhig ernste Gesicht des Mönches, mit den tief in den Höhlen liegenden Augen und den vorstehenden Backenknochen, sowie Unruhe und Erregung im Mienenspiel des Herzogs.

„Als du vor achtzehn Jahren am Königshofe weiltest, den ich ebenso beherrschte, wie jetzt der Hausmaier Karl das ganze Frankenreich, da hast du meine junge Frau bewundert ob ihrer Schönheit. Du hast mich glücklich gepriesen, ein solches Gemahl zu besitzen. In Wahrheit fand ich im Besitze Gudilas das höchste Glück. Mein Kleinod bewachte ich mit den scharfen Augen der Eifersucht. Darum entging mir nicht ihre

vermeinte Neigung zu einem jungen Grafen, der häufig den Königshof besuchte. Als ich Beweise von Gudilas Untreue zu finden glaubte, erfaßte mich namenlose Wut. Von wildem Grimm getrieben, erwürgte ich mit eigenen Händen mein vielbewundertes Gemahl, um dann schlagende Beweise zu erhalten, daß ich eine Schuldlose gemordet."

Er machte eine Pause und bemühte sich, andrängenden Reueschmerz niederzudrücken.

„Die Qualen meines Schuldbewußtseins, die Raserei meiner Verzweiflung zu beschreiben, ist unmöglich," fuhr er fort. „Das Pfalzgrafenamt gab ich dem Könige zurück und flüchtete ruhelos durch die Lande, beständig verfolgt und gegeißelt durch den Anblick meiner Gudila, wie sie unter meinen Händen starb — die Schuldlose. Wahrscheinlich wäre ich dem Wahnsinn verfallen und im offenen Schlunde der Hölle verschwunden. Aber Gottes Barmherzigkeit war größer, als meine Bosheit. Die Vorsehung führte mich unter die Seelenleitung eines heiligen Mannes, des Erzbischofs Ebbon von Sens. Seine Weisheit, seine liebevollen Trostsprüche wehrten meiner Verzweiflung und wiesen mir den Weg zur Rettung. Durch viele Stellen und Beispiele aus den heiligen Schriften, sowie durch Lehrworte des göttlichen Christ zeigte er mir, daß Gott den reuigen und büßenden Sünder mit offenen Armen zur Vergebung erwartet.

Er sagte: „König David sündigte schwerer als du; denn er war nicht bloß Mörder, sondern auch Ehebrecher. Dennoch verzieh ihm Gott, weil er seine Missetaten bereute und schwerer Buße sich unterzog.“ — Zur Buße war auch ich entschlossen. Ich entsagte der Welt und allen ihren Freuden. Ich baute in dieser Wildnis die Klause, unterwarf mich der strengen Regel des heiligen Benedikt und der Autorität des Abtes von St. Martin. Er gesellte mir einige Brüder seines Klosters bei und gab uns zur Seelenführung einen erleuchteten Priester, den es freut, in dieser Einöde durch Fasten, Gebet und Arbeit in Vereinigung mit Gott zu leben und zu sterben. — — Seit zwölf Jahren büße ich hier mein Vergehen. Den Stolz zwang ich unter das Joch freiwilliger Selbsterniedrigung. Den Pfalzgrafen verpflichtete ich zum Gehorsam gegen den Mönch. Den Mörder strafe ich durch strenge Züchtigungen, durch Nächte auf den Knien, durch scharfe Geißelstreiche und Kasteiungen. Die Tage verfließen in steter Entsagung, in Arbeit und Entbehrung. Daher „das Knochengerüste,“ „die traurige Jammergestalt“ des Mönches, der sich bemüht, das Verbrechen des Pfalzgrafen zu sühnen.“

Eudo war mit lebhaftem Interesse der Schilderung gefolgt.

„Und nun?“ forschte er. „Wandelte sich Gewissenspein in Seelenfrieden?“

„Ja! Der Höllenqualen bin ich ledig. Von dem nagenden Schuldbewußtsein blieb nichts zurück, als die wehmütige Erinnerung an die Meintat. Und diese Wehmut schmerzt nicht, im Gegenteil — sie erhöht die Dankgefühle gegen Gottes Barmherzigkeit und steigert den Seelenfrieden zum höchsten Glück."

Der Herzog saß eine Weile nachdenkend.

„Ich vermute," sprach er endlich, „den gleichen Weg, der Hölle zu entrinnen, könnte auch ein abtrünniger Schurke gehen — meinst du nicht?"

„Ohne Zweifel; denn Gottes Barmherzigkeit ist unendlich. Nur darf es kein Abtrünniger sein am Glauben. Wo der Glaube fehlt, gibt es zur Rettung keinen Weg. Wer sagt dies? Gott selber mit den Worten: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet und wird verdammt." Wer nicht glauben will an den göttlichen Christ und seine Lehren, für den gibt es keine Rettung, keine Hilfe, kein Erbarmen — ganz natürlich! Er will ja nicht den Weg beschreiten, der allein zur Rettung führen kann, und dieser Weg ist der Welterlöser, welcher gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als durch mich." Nicht Geld — nicht Macht — nicht Ansehen — nicht Wissenschaft — nicht Dünkel und Hochmut führen zur Wahrheit und Errettung — sondern nur einzig das demütige Glauben an den Heiland der Welt."

„Wie fremd und mir ganz absonderlich deine Worte klingen! Man merkt, du bist in Wahrheit der Welt abgestorben, weil du nicht redest die Sprache der Welt, sondern wie einer, der mit Gott verkehrt. Was nun den Mann betrifft, den ich meine, so wurde er zwar nicht abtrünnig vom Glauben, jedoch aber nach dem Urteile der Menschen ist er dennoch ein abtrünniger Schurke, weil er seine Tochter dem Ungläubigen zum Weibe gab, in der Absicht, Gunst und Hilfe des Mohrenfürsten zu erkaufen. Dieser Elende hat also sein Kind gleichsam verschachert, sein eigen Fleisch und Blut dem Unglauben überliefert, ist selber ungläubig geworden in seinem Kinde. Ja, kein Zweifel, — ein Schurke — sogar ein am Glauben abtrünniger Schurke!"

„Ich verstehe — du bist dein eigener Richter," sprach in strenger Ruhe der Büßer. „Was im ganzen Reiche bitteres Ärgernis erregte, blieb auch mir nicht unbekannt. Bis herein in diese Einsamkeit drang die Klage: Herzog Eudo von Aquitanien gab dem Mohrenfürsten Othman seine Tochter Lampagia zum Weibe. Wie hat mich dies geschmerzt! Wie habe ich dir gezürnt! Wie habe ich Gottes Erbarmen angefleht zur Rettung meines unglücklichen Freundes! Und des hohen Himmelsherrn strafende Hand zögerte nicht, den Schuldigen durch schwere Heimsuchung zur Besinnung zu bringen."

„Dank für dein wohlgemeintes Gebet, das heute am Flusse Dordogne Erhörung fand, wo meine Macht vernichtet und der Rest meines Heeres in alle Winde zerstreut wurde."

„Wie deine Vasallen mir erzählten, war es ein furchtbares Morden."

„Ja, mörderisch war der Pfeilregen für wehrlose Krieger, nicht aber für den Kämpen in sicherer Stahlrüstung. Wie Hagel aus verderbenschwangeren Wolken niedersaust, so flogen die Pfeile der Mohren auf meine Scharen. Schließlich drohte gänzliche Vernichtung; denn wir waren nahe daran, von anstürmenden Feindesmassen ringsum eingeschlossen zu werden."

„Ringsum eingeschlossen? Wie stark mögen wohl diesmal die Mohren sein?"

„Zahllos wie der Sand am Meere. Unabsehbar sind ihre Scharen. Bis in weite Ferne blitzen im Sonnenlichte die goldenen Halbmonde auf den Spitzen ihrer Banner. — Der schützende Wehrdamm wurde heute durchbrochen. Nun werden die feindlichen Fluten ganz Aquitanien überschwemmen und weiter sich fortwälzen, bis ganz Westfranken dem Halbmond unterworfen und das Kreuz in den Staub getreten ist."

Der Mönch senkte den Kopf und sprach seufzend mit den Worten des Apostel Paulus: „Schrecklich ist es, in die Hand des gerechten Gottes zu fallen!

Wenn das auserwählte Volk der Juden seinem Jehova abtrünnig wurde, Götzen anbetete, durch heidnische Laster sich schändete, dann schickte Gott über das Judenvolk die Philister und überlieferte es in deren Knechtschaft. Fast ebenso verhält es sich in unseren Tagen mit dem Christenvolk in Westfranken. Weil die Bosheit allzu groß geworden und die Verbrechen allzu häufig, darum schickte Gott die Sarazenen, die Vollzieher seines Strafgerichtes. Müssen die abtrünnigen Franken sich krümmen unter den Fußtritten ihrer Bezwinger — erpreßt unmenschliche Tyrannei ihnen Reue ob ihrer Frevel — nötigt sie jammervolles Elend zu Hilferufen um Errettung: — dann wird der göttliche Christ der Reuigen sich erbarmen."

Kopfschüttelnd vernahm Eudo die Rede.

„Du übertreibst," widersprach er. „Es geschehen wohl manche Frevel durch einzelne Bösewichte, doch im allgemeinen ist das Frankenvolk christlich gesinnt — keineswegs abtrünnig von Gott."

„Mein Herz begrüßt freudig die Wahrheit deines Urteils, aber mein Verstand straft dein Urteil Lüge," versetzte der Büßer. „Gute Christen zählt Neustrien sehr viele — aber die Herrschaft in Neustrien führt die Gesetzlosigkeit, der Umsturz christlicher Ordnung durch zügellose Gewalthaber. Bis in die Kirche Gottes hinein herrscht das Verderbnis durch Menschen, die sich anmaßen, Seelenhirten und Bischöfe zu sein, ob-

wohl sie gar nicht geweiht sind, sich jedoch hervortun durch Blutvergießen im Kriege, durch Schlemmerei und sündhaftes Verprassen des Kirchengutes im Frieden. Und die weltlichen Reichsgroßen? Jeder tut, was ihm gefällt, unterdrückt die Schwachen und beraubt sie, fragt nicht nach Recht und gesetzlicher Ordnung. Jeder will in seinem Gau und Lande unbeschränkter Herr sein. Darum hat auch Eudo, der Herzog von Aquitanien, dem Könige abgesagt und seine Unabhängigkeit erklärt, sogar seinen Herrenwillen über Gotteswillen gestellt. Und solche Zustände könnte der Allmächtige straflos fortbestehen lassen?"

„Du kannst recht bitter sein," erwiderte Eudo verdrossen. „Wie konnte ich dem Könige absagen, da Westfranken einen solchen gar nicht besitzt? Chilperich heißt wohl König," fuhr er in steigender Erregung fort, „in Wirklichkeit ist er nur eines Königs Schatten und der gehorsame Knecht seines Hausmaier Karl Martell. Bevor ich meine Selbständigkeit erklärte, besuchte ich den Königshof," sprach er im Tone der Rechtfertigung. — „Was fand ich dort? Einen Schwächling aus dem Herrschergeschlecht der Merovinger — eine Puppe im goldverbrämten Königsgewand. In diesem Chilperich, dachte ich, glimmt kein Funken von Herrschersinn und Tatkraft. Er weiß nicht einmal, daß er weiter nichts ist, als ein Spielball in der Hand seines Hausmaiers Karl Martell. Seine

ganze königliche Machtvollkommenheit besteht darin, König genannt zu werden — auf einem goldenen Stuhl zu sitzen — Bart und Haar nicht zu scheren — fremde Abgesandte zu empfangen, ihnen aber nur zu sagen, was der Hausmaier zu sagen ihm befiehlt. Ebenso lebt er nur von dem, was der Hausmaier Karl zum Leben ihm gibt. Er hat ein Landhaus, nebst einigen Ländereien, und gerade so viel Gesinde, als zur Bestellung seiner Felder notwendig ist. Hier lebt er das ganze Jahr, ißt und trinkt und schläft und wird fett und tut gar nichts. Damit sich aber die Franken von dem Dasein ihres Königs überzeugen können, muß er jedes Jahr, auf seines Herrn Karl Befehl, das Maifeld besuchen. Vor den Augen des Volkes kommt der König gefahren auf einem Wagen, gezogen von vier Ochsen, die ein Knecht mit dem Stachel antreibt. Der Schattenkönig prangt im blau-weißen Mantel, trägt auf dem Kopfe den Goldreif und in der Hand den Zepter, das heißt, einen goldenen Stab, auf dessen Spitze Edelgestein funkelt. Haben die Franken ihren König gesehen und an seinem Anblick sich erfreut, dann empfängt er die üblichen Geschenke, und die Ochsen ziehen ihn wieder nach seinem Maierhof zurück, wo er bis zum Maifeld des nächsten Jahres festsitzt, ißt und trinkt und schläft und gar nichts tut; denn alle Staatsgeschäfte besorgt Karl, der Hausmaier, in des Königs Namen. All dies

bedachte ich. Und solchem Schattenkönig soll der Herzog von Aquitanien botmäßig sein? Wie kann, erwog ich damals, der mächtigste Fürst Neustriens der Puppe des Hausmaiers dienstbar sein? Befreit sich ein Herzog von schimpflicher Abhängigkeit, so kann dies nicht gescholten werden. Chilperich starb zwar vor zwei Jahren, aber sein Nachfolger Theoderich ist wieder nur ein Schattenkönig."[1])

Der Mönch hatte ihn ruhig angehört und saß jetzt einige Minuten schweigend, wohl in der Absicht, Eudos Erregung vorerst erkalten zu lassen.

„Deine Schilderung entspricht leider ganz der Wahrheit," hob er gelassen an. „Das alte Königsgeschlecht der Merovinger ist tief gesunken, gänzlich unfähig zur Regierung eines großen Reiches. So lange jedoch die Franken dem alten Herrscherhause Treue bewahren und keinen anderen König wählen, war nach Recht und Gesetz Chilperich König und ist es jetzt dessen Nachfolger, dem auch der Herzog von Aquitanien Botmäßigkeit und Treue schuldet. Du hast an dir selbst erfahren, daß auch in diesem Falle des Reiches Hausmaier seines Amtes pünktlich waltet. Zweimal bezwang dich Karl Martell im Kriege und führte den felonistischen Herzog zur schuldigen Botmäßigkeit zurück."

[1]) Eginhardi vita Caroli Magni, cap. 1.

Zornig ruhten Eudos flammende Augen auf dem Mönche.

„Bertar, wozu diese Beleidigung?“ rief er drohend. „Beruht auch dermalen meine ganze Macht auf mir allein, auf dem Schwert in meiner Faust — so bin ich doch stark genug, den Schimpf zu rächen.“

„Was denkst du? Wohin verirrst du dich?“ sprach traurig der Büßer. „Dich kränken und beleidigen — ich, der bereit ist, zur Rettung meines Freundes das Leben hinzugeben? Ja, auf Errettung von ewigem Verderben zielte meine Rede! Stolz, Haß und Rache trieben dich zum Blutvergießen. Sogar dein Kind hast du geopfert und einen Bund geschlossen mit dem Sarazenen Othman, auf daß er mit dir kämpfe gegen den Reichshüter Karl Martell. Oh, mein armer Freund, wie bist du umgarnt vom Bösen! Eudo, bedenke doch, wo werden wir beide nach einigen Jahren sein? Hat dann nicht der heilige, allwissende und gerechte Gott über uns das Urteil gesprochen für eine ganze Ewigkeit? Hat nicht der göttliche Christ gewarnt und gesagt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ — Erbarme dich unser, o Gott — sei gnädig uns elenden Sündern!“ schloß er, faltete die Hände, senkte den Kopf herab auf die Brust und saß in tiefer Zerknirschung.

Diese Sprache verstand der Herzog, und sie allein war stark genug, sein stolzes und rauhes Gemüt zu erschüttern. Auch der Anblick des vormals glänzenden Pfalzgrafen, der ihm jetzt in der abgehärmten Gestalt des Büßers gegenüber saß, steigerte noch seine Gemütserschütterung.

„Richte dich auf, grambeschwerter Bertar — vergib meinem Jähzorn die harte Rede! Was ein „abtrünniger Schurke" tun muß, dem Zorn Gottes und dem ewigen Verderben zu entrinnen, lehrt mich dein Beispiel."

„Nein, Eudo, so steht die Sache nicht! Dem Beispiel meiner Geringheit darf der Herzog von Aquitanien nicht folgen. Wiederholt warst du Neustriens Schild und Schwert gegen den Ansturm der Sarazenen und darfst nicht aufhören, es fernerhin zu sein."

„Neustriens Schild und Schwert war ich, — heute wurden beide zerbrochen. Besäße ich auch meine ganze Kriegsstärke, bevor Karl Martell sie schwächte, dennoch könnte ich diesmal dem Ansturm der Mohren nicht wehren. So unzählbar ist ihre Menge, daß auch die gesamte Waffenmacht Westfrankens nicht widerstehen könnte."

Der Mönch nickte beistimmend.

„Ganz richtig!" sprach er, und geisterhaft leuchteten in den tiefen Höhlen seine Augen, indem er mit fester Stimme fortfuhr: „Nur jener Mann wird

Europa aus der Knechtschaft des Halbmondes retten, den Gott dazu berufen hat. Dieser Mann ist der Herzog von Austrasien, der wirkliche Beherrscher des ganzen Frankenreiches, Karl Martell."

Überrascht lauschte der Fürst, und mit weit geöffneten Augen betrachtete er den Büßer.

„Niemand vermag es erfolgreicher, den Retter herbeizurufen, als du. Ohne Verzug eile nach Ostfranken, beschwöre den Herzog Karl, auch in dieser höchsten Not und Gefahr die schwere Pflicht des Reichshüters zu erfüllen."

„Das ist zu viel! Wie kann ich hilfeflehend vor einem Mann erscheinen, der mich wiederholt schwer gedemütigt hat?"

„Deine Demütigung war notwendig und verdient — verzeihe meine Geradheit, lieber Eudo! Und jetzt kannst du vor Gott Buße tun für deinen früheren Stolz, indem du freiwillig, um Gottes und deiner Seele willen dich demütigst."

Der Herzog saß überlegend. Das Überlegen währte lange, wobei innere Kämpfe auf seinem Gesichte sich spiegelten.

Der Mönch erkannte und verstand den ringenden Geisteszustand des Freundes. Dennoch unterbrach er durch kein ermutigendes Wort das Schweigen. Da-

gegen hatte er die Hände gefaltet, saß in sich versenkt und betete.

„Bertar," rief endlich entschlossen der Fürst, „ich trete dem Teufel des Stolzes auf den Kopf und reite nach Austrasien."

„Gott sei Dank!" entgegnete froh der Büßer.